

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Die beiden Brüder. Eine wahre Begebenheit und Erinnerung
an große Zeit

urn:nbn:de:bsz:31-62042

fährte und dem Unheile dahergetriebenen Felix... Es muß gelingen, ihr schönes, sonniges Glück zu retten.

Rasselnd und polternd kommt das Gefährt heran. — Jetzt... jetzt... in Gottes Namen!

Wie ein losgeschossener Pfeil schnellte sie in den Weg, und im selben Augenblicke taumelt und fällt der Felix auf das talseitige Wegufer hinaus; über sie jedoch gehen Gespann und Räder. Die auf dem holprigen und steinigigen Wege streifenden Bäume der Schleife schieben und quetschen sie mit sich fort als Hemmnis, bis das Gefährte zum Stillstehen kommt.

Als sich alle von dem starren, lähmenden Schrecken erholt, zieht man sie mit aller Mühe hervor. Der starke, krafttrogende Körper ist fast zur unförmlichen Masse zerquetscht und zerknüllt, und vom Kopfe hängen Haut und Haare; doch das schöne Gesicht ist in einem seligen Lächeln erstarrt, der letzten Spur eines mächtigen, wasserreinen Glückes.

Aus der Brust des Felix zwängt sich ein Laut, wie wenn ein Felsen bricht und springt.

„Mein Gott! Felix! Wenn jetzt du so dalägest!“ jammert die Steinwänderin und schüttelt sich in hellem Schreck und Schauer.

„Mir... mir wär' es lieber,“ preßt er hart heraus, und dann wendet er sich, schaut die Hänge hinan, wo ihn der Tod heruntergejagt, dem sie ihn aus den Krallen gerissen, und zur Bergheide hinauf, wo... Im goldigen Herbstsonnenscheine ist dort oben ein Glück aufgegangen, und... im Düster des Nebeltages ist es wieder zerstoben... wie... ein schöner Traum halt. Für sie hat der Traum in wahrhaftem Glücke geendet und... er?... Halt auch ein Glück... auch ein Glück, das ihm erblickt wie ein Blümlein in der Maiensonne, und das wieder verwelkt im Düster des Herbsttages. Und... Herr, vergelt ihr's in deinem Reiche! Vergelt ihr's...!

in sechs Wochen zu Ende sein können, nachdem Napoleon gefangen worden. Aber nein, die Franzosen mußten den Krieg fortsetzen, ganz unnötig fortsetzen, konnten sie sich doch sagen, daß dabei nichts Besseres für sie herauskommen würde. Aber sie wollten Paris nicht geben. Da hinein waren die französischen Truppen retiriert, soweit solche noch da waren. Wälle hatten sie ringsum aufgeworfen und die vielen Forts um die Stadt herum mit aller schwersten Geschützen bestückt. Nun sollten sie kommen, die Preussiens!

Lange ließen diese wahrlich nicht auf sich warten; sie waren rascher da, als den Parisern lieb war, schon Mitte September meldeten sie sich, und im Umsehen war die ganze Stadt, so groß sie auch war, mit allen ihren Vororten, Landhäusern und Schlössern fest umschlossen. Geradezu verriegelt war sie. Es war, als hätte Moltke eine mächtig große Drahthaube genommen und sie über das ganze weite Paris gestülpt. Nur die Luft konnte er ihnen nicht nehmen, den Parisern, und davon machten sie auch reichlich Gebrauch, indem sie — prahlerisch wie sie einmal sind — ins Blaue hinein gewaltige Reden hielten, schimpften und wetterten; den Preussiens wollten sie es jetzt, wo sie so nahe bei ihnen, einmal zeigen; zu Grund und Boden würde alles geschmettert werden; kein einziger Mann sollte mehr heimkommen... ja, so sprach die Maus aus ihrem Mauseloch heraus, aus dem sie nimmermehr herauskonnte...

Einer, der dabei besonders schöne und gewaltige Worte in den Mund nahm, war der General Ducrot. Es hätte ihm eigentlich vergehen sollen. War er doch schon einmal von den Preußen gefangengenommen worden, in Metz nämlich; war dann nach Deutschland gebracht worden, hatte es aber fertig bekommen, hier zu entwischen, um in Paris wieder aufzutauhen, just bevor die Deutschen hier das letzte Türlein zumachten.

Er aber tat nun so, als ob es nur auf ihn allein ankäme, daß all die fremden Truppen im Umsehen zu Hackebrei geschlagen würden; man sollte ihm nur einmal das Kommando übertragen; da würde man etwas erleben! — womit er übrigens ganz recht hatte, denn die Pariser erlebten mit ihm etwas, nur etwas ganz anderes, als sie sich gedacht. —

Ducrot bekam wirklich das verlangte Kommando, und am frühen Morgen des 30. November zog er mit einer ganzen Armee Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Sappeuren aus, zusammen 150 000 Mann; und man kann es nicht anders sagen: die französischen Soldaten gingen frohen Mutes, ebenso kühn als geschickt, drauflos. Auch war die Stelle, wo sie ihren Angriff ansetzten, mit gutem Vorbedacht ausgesucht worden; es war dies im Osten der Stadt, bei



Die beiden Brüder.

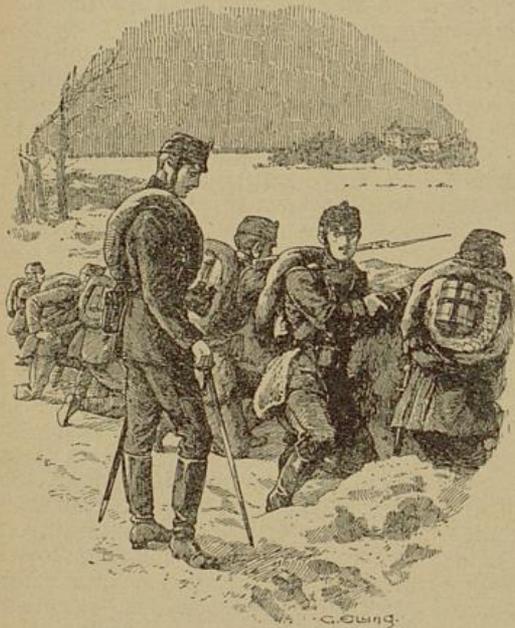
Eine wahre Begebenheit und Erinnerung an große Zeit.

Von Franz W o a s - Wiesbaden.

Das war ein harter Winter, der von 1870 auf 71, hart für die, so daheim saßen, aber noch härter für die vielen deutschen Soldaten, die fern von der Heimat in Frankreich waren. Nun dauerte der Feldzug doch schon monatelang und hätte von Rechts wegen

Champigny und Billiers, wo damals die Linien der Belagerer etwas dünn besetzt waren. Vornehmlich Württemberger standen hier, und es mag wohl sein, daß Monsieur Ducrot gerade denen nicht viel zutraute; ja, ganz im stillen meinte er vielleicht, am Ende gingen sie gar zu ihm über, wenn er ihnen nur gut zuredete. . .

Da kam er aber schön an in jeder Beziehung. Es ist wahr, das Korps der Württemberger war hier schwach, viel zu schwach gegenüber



Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fährnich auf.

dem mächtigen Angriff, aber es erwehrte sich trotzdem des Gegners. Nur gab es ein gewaltiges, atemloses, blutiges Ringen, wo der Schwache unter den Fängen des Starken schier zu unterliegen drohte. Das waren zwei heiße Tage für das württembergische Infanterieregiment Königin Olga und für die Jägerbataillone, der 30. November und der 2. Dezember. Am ersten dieser beiden Tage waren die Franzosen, dank ihrer Uebermacht, wohl ein ansehnliches Stück vorangekommen; aber durchgebrochen waren sie doch nicht. Tags darauf hielten beide Gegner erschöpft inne; am folgenden Tage aber begann das Ringen von neuem und schlimmer als vorher.

Die Franzosen hielten Champigny, Bry und Billiers stark besetzt; die Württemberger waren ihnen nahe auf den Leib gerückt; das Schießen ging hin und her. Da kam der Befehl an das Regiment Königin Olga und an die Jägerbataillone vorzugehen; Champigny, Bry und Billiers sollten genommen werden.

Das 2. Jägerbataillon hatte sich Billiers

gegenüber prächtig eingenistet gehabt; jede Kugel aus der Jägerbüchse traf, wo sie sollte. Zwischen dem Bataillon und dem Feinde lag ein Gehöft, eines, wie es davon so viele um Paris herum gibt; nicht gerade groß, aber mit schönem stattlichen Herrenhaus, vielen Stallungen, Dienerwohnungen und Treibhäusern; ein ansehnlicher Park mit hohen Bäumen und tiefem Gebüsch umgab das Gehöft. Wie ein Zauberfloß lag es da, still und friedlich, als schliefe Dornröschen darin, und als ginge es dieses gar nichts an, was ringsherum so Schreckliches vor sich ging.

Im Schützengraben, in dem die Jäger lagen, war bis dahin alles seinen Gang gegangen, nicht anders als daheim auf dem Exercierplatze. In voller Ruhe knieten die Jäger hart beieinander hinter der Böschung und gaben bedachtsam ihre Schüsse im langsamen Schützenfeuer ab. Hinter ihnen hielten sich die Offiziere, um mit dem Fernglas in der Hand die Wirkung des Feuers zu beobachten.

Bei der 3. Kompagnie des 2. Bataillons gab es aber außer dem Hauptmann keinen Offizier mehr; am Tage zuvor waren sie alle abgeschossen worden; hier waren der alte graubärtige Feldwebel und ein Fährnich an deren Stelle getreten. Ach, was für ein junges Blut, dieser Fährnich, kaum 18 Jahre alt! Aber furchtlos und aufrecht stand er da — ganz wie ein Alter. Unter dem Schirm des Käppis blitzten die großen Augen hervor, und eher gespannt, neugierig, ja lustig schauten sie in das weite Feld hinaus, als besorgt und ängstlich.

Der Fährnich stand gerade hinter einem Einjährigen-Freiwilligen, der für einen Augenblick, als er eben einen Schuß abgegeben, sich zu ihm umwandte. Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fährnich auf; er grüßte ihn mit den Augen, aber sagen tat er nichts.

Da ging über das Gesicht des Fährnichts, das eben noch so ernst und streng soldatisch geblickt hatte, ein helles Leuchten; jetzt brach da die Jugend von 18 Jahren durch, und von den vollen roten Lippen des Fährnichts, um die noch kein Bart sproßte, kam ganz leise das Wort: „Grüß!“

Gleich darauf aber legte sich dasselbe Gesicht wieder in die alten strengen Falten. Der junge Krieger hob den Degen und wies damit über die Erdschollen hinweg in das Tal hinunter und auf das Gehöft vor ihnen.

„Schloß La Lande,“ sagte er, und er sagte es in einer bedeutungsvollen Weise, ganz als ob sie alle hier damit noch sehr ernsthaft zu tun bekommen würden. Der Einjährige und alle andern Jäger, die in der Nähe knieten, hoben die Köpfe ein wenig über die Böschung und schauten nach dem Schlosse aus. Dieses aber lag nach wie vor in aller Ruhe da, als schliefe es weiter und als ginge es alles Schießen

und Neben und Schauen wirklich nicht das mindeste an.

Und da kam der Befehl: „Vor!“

Zu Nu war der Fähnrich hinter dem Graben vor. Hurtig sprang er voraus, schwang hoch den Degen und rief: „Auf!“ — Der ganze Zug folgte, auch die andern Bzüge waren aus den Gräben geflettert; das ganze Bataillon ging vor, immer auf Villiers zu.

Von daher kam anfangs starkes Gewehrfeuer, auch die beiden Forts rechts und links, Fort de Villiers und Fort de Champigny, warfen ihre Granaten herüber. Hier und da fiel einer der vorgehenden Jäger, aber die Reihe schloß sich lautlos wieder, unaufhaltsam ging die ganze Linie vor.

„Schloß La Lande!“ rief der Hauptmann laut vom Pferde herunter und wies mit dem Säbel nach vorwärts, um damit die Richtung für das Vorgehen der Kompagnie anzugeben. Es handelte sich also wirklich um das Schloß da unten. Noch immer aber lag das Gehöft wie ausgestorben. Keine zweihundert Schritt mehr waren es bis dahin. Von Villiers her war es mit einem Male sonderbar still geworden. Nicht ein Schuß fiel von dorthier; auch die beiden Forts schwiegen.

Was soll das bedeuten? Verwundert schauten die Jäger drein. Da plötzlich — eine Salve! Ein Drittel von ihnen stürzt.

Laut schreit der Hauptmann auf: „Schwere-not! Das Schloß ist ja besetzt!“

Und richtig liegt das Schloß jetzt von weißem Pulverrauch umgeben da, und über die niedrigen Mauern lugen die Köpfe unzähliger Franzosen.

„Das ist ja ein ganzes Bataillon!“ schreit der Hauptmann entsetzt weiter und fuchtelt ganz außer sich mit dem Säbel durch die Luft. „Wollt ihr wohl nieder! Nieder! Leute! Schmeißt euch hin!“

Aber die Leute sind so verdußt; keiner gehorcht. Auch der Fähnrich nicht und der Feldwebel nicht. Der Fähnrich erst recht nicht. Er ist wohl an zwanzig Schritt vornweg, hält den Arm noch immer hoch in die Luft gestreckt, zeigt mit der Degenspitze nach vorn — immer noch auf das verwünschte Schloß La Lande zu.

Da kommt es auch über den Hauptmann. Er schmeißt sein Pferd wieder herum und schwingt seinen Säbel. Er bringt das Kommando nicht heraus; das ist aber auch nicht nötig; die Kompagnie weiß schon, und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“ immer auf das Schloß zu . . . der Zauber wird doch zu brechen sein! — —

Das Schloß ist genommen worden, das Bataillon Franzosen, das im Hinterhalt gelegen, hat es räumen müssen; nur hat das schwere Mühe gekostet — und Menschen, viele Menschen . . . Von Baum zu Baum mußte der Park genommen werden, erst der Park, dann das Gehöft, immer von einem Bau zum andern, und zuletzt das Schloß selbst — Raum für Raum. Es wurde Abend, es wurde Nacht darüber, bis der letzte Franzose vertrieben war. Dann setzte sich die 3. Kompagnie Jäger darin fest.

Die 3. Kompagnie? Ja, wenn das noch eine Kompagnie war! Keine fünfzig Mann fanden sich schließlich heil beisammen. Alle andern lagen draußen verstreut auf dem Felde, im Park, in dem Gehöft; aber die Deutschen, hatten sie auch Villiers, Bry und Champigny nicht genommen, so hatten sie sich doch dicht davor behauptet und festgesetzt. So gingen jetzt die Krankenträger von Ort zu Ort und taten ihr bitteres Nachtwerk. Die Toten wurden draußen



Und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“

bestattet. Im Schlosse von La Lande aber fanden sich nach und nach die Verwundeten zusammen.

Hauptmann und Feldwebel, welche beide mit ganz leichten Wunden davongekommen waren, standen unter dem Schloßportale und sahen die Leute einer nach dem andern ankommen.

„Feldwebel, wo bleibt unser Fähnrich, Graf Taube?“ Ganz rauh kam das bei dem Hauptmann heraus, wie von Angst und Sorge.

Der Feldwebel zuckte zur Erwidern nur stumm mit den Schultern; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Endlich brachte er beinahe unverständlich heraus: „Sie müssen abgekommen sein. Wir haben den ganzen Park schon durchsucht und sie nicht gefunden. Unter den Toten sind sie nicht.“

Der Hauptmann sah den Feldwebel verwundet an.

„Wen meinen Sie mit sie?“ fragte er.
„Den Herrn Grafen und seinen Bruder,“
war die Antwort, „den Kriegsfreiwilligen.“

Da erst fiel dem Hauptmann bei, daß ja zwei
Grafen Taube in seiner Kompagnie standen,
der Einjährige Graf Erich von Taube und der
Fähnrich Graf Axel von Taube.

„Um des Himmels willen,“ rief er, „gleich Later-
nen genommen! Noch einmal ausgerückt! Die bei-
den müssen gefunden werden — tot oder lebendig.“

Vor seinen Augen stieg sofort das Bild der
Eltern dieser beiden auf: der Oberhofmeister
des Königs, Wirkliche Geheime Rat Graf
Taube, in seiner vollendet höflichen und dabei
herzlichen Art, sowie die Gräfin Taube in ihrer
bestrickenden, herzzgewinnenden Liebenswürdig-
keit. Wehe ihm, dem Hauptmann, wenn er einst
heimkehrte und dann diesem edlen Paare nichts
darüber zu sagen wußte, was aus den beiden
Söhnen geworden! — Kaum daß er flüchtig danach
gesehen, wie sein Pferd untergekommen, war er
voller Unruhe seinen Leuten nachgegangen.

Noch einmal wurde mit Bedacht der ganze
weite Park durchsucht; endlich fand man sie beide,
einen beim andern, in einer abgelegenen Ecke des
Parkes, dicht an der Mauer, die hier in der
Richtung nach Williers zu lag. Offenbar waren
sie im vollen Eifer den abziehenden Franzosen
unmittelbar auf dem Fuße gefolgt, und hier,
ganz zum Schluß, hatte sie das Schicksal ereilt.

Beide lebten noch. Graf Erich, der Ein-
jährige, lag am Boden mit dem Kopfe im
Schoße des jüngeren Bruders ruhend, der sich
mit dem Oberkörper wider den Stamm einer
Lanne gelehnt hatte, um sich so besser halten
zu können. Beide waren schwer verwundet,
am schwersten der jüngere, der Fähnrich, der
zwei Schüsse bekommen hatte, einen in die
Seite und einen in den Hals.

Der Einjährige war noch bei Bewußtsein,
und trotz seiner schweren Brustwunde vermochte
er noch zu reden; aber abgerissen und undeutlich
und doch in sichtlicher Besorgnis und Angst
kamen ihm die Worte über die blaßblauen,
verzerrten Lippen: „Tragt den Kleinen zuerst
weg, er hat's nötiger als ich.“

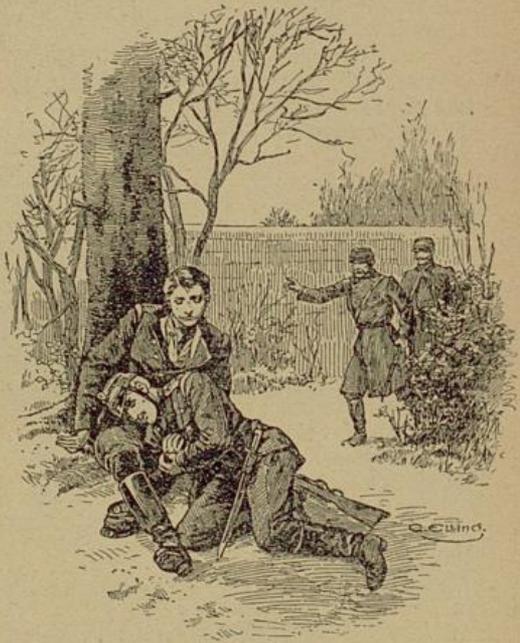
Man konnte sie aber beide zugleich wegtragen
und bettete sie dann in einem der großen Säle
des Palastes, der in aller Eile zu einem Lazarett
hergerichtet worden war.

Der junge Fähnrich kam nicht mehr zum
Reden; aber der ältere Bruder vermochte noch,
wenn auch mit stockender Stimme, etwas davon
zu sagen, wie alles vor sich gegangen war: Sie
hatten tatsächlich beide zusammen die abziehen-
den Franzosen verfolgt und nicht eher geruht,
als bis die letzte rote Hofe über die Parkmauer
hinüber war. Da waren von drüben her noch
ein paar Schüsse gefallen. Erich bekam einen
Schuß mitten in die Brust und fiel, sein Bruder

beugte sich zu ihm nieder, barg den Kopf des
Verwundeten auf seinen Knien und küßte ihn
auf die Stirn, als auch er kurz hintereinander
zwei Schüsse erhielt . . .

Aufs tiefste erschüttert vernahm das der
Hauptmann. Ihm, der sonst immer so dienst-
lich rauh war, rannen die Tränen über die
Wangen; aber einen Trost hatte er jetzt; konnte
er nun doch, wenn er einmal heimkommen
sollte, den alten Eltern der beiden Gefallenen
erzählen, wie schön, wie tapfer und edel sich das
Brüderpaar vor dem Feinde benommen . . .

Graf Axel erlebte den folgenden Tag nicht
mehr; seine Verwundung war zu schwer ge-
wesen. Graf Erich kämpfte mit all der Jugend-
kraft seiner 21 Jahre noch einen vollen Tag
und eine volle Nacht um das Leben; dann —
es war der 4. Dezember und ein Sonntag —



Endlich fand man sie beide in einer abgelegenen Ecke des Parkes.

neigte auch er sein junges heldenhaftes Haupt
zum ewigen Schlummer.

Die Leichen wurden alsbald nach Stuttgart ge-
bracht und am 10. Dezember dort zur Ruhe bestattet.
Kein Geringerer als Karl Gerot, damals Ober-
hofsprediger in Stuttgart, hielt den Brüdern die
Grabrede, hatte er sie doch vor Jahren eingesegnet.
Er hatte seiner Rede die Worte unterlegt:
„Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder
einträchtig beieinander wohnen . . .“

Niemals war dies schöne Wort besser angewandt
als auf dieses edle Helden- und Brüderpaar. —